

BULLETIN 2009 - 1



Inhaltsverzeichnis :

Die Ardennenoffensive erlebt von:

- | | |
|--------------------------------------|----|
| • Camille Steichen, Welscheid | 2 |
| • Lucie Steichen-Derneden, Welscheid | 12 |
| • Catherine Hoffmann-Huberty, Kehmen | 19 |
| • Martin Haan, Niederfeulen | 24 |

Die Ardennenoffensive, erlebt von Camille STEICHEN aus Welscheid



Der 16. Dezember 1944

"In Scheidel war nie etwas geschehen, doch als zum ersten Mal etwas geschah, da war es das Ende.

~~Es war ein trüber Dezembertag, wir verteilten Stallmist in der "Gewan". Aus Richtung~~
 Deutschland klang ununterbrochen Kanonendonner. Daran hatten wir uns seit längerer Zeit gewöhnt, doch heute war es irgendwie anders, bedrohlicher. Dann tauchten auch die ersten Gerüchte auf. Ein Fremder, der an unserem Anwesen vorbei in Richtung Kehmen ging, rief uns zu: "D'Preisen kommen erem!"

Als mein Bruder Roby anderntags in Bourscheid dem Hochamt beiwohnte, brach Pfarrer Eltz die Messe ab, weil irgend jemand die Meldung gebracht hatte, die Deutschen seien im Dorf. Am Nachmittag kamen Flüchtlinge von Lipperscheid nach Scheidel, welche ihre ganze Herde vor sich hertrieben.

Immer wieder Gerüchte, die Deutschen seien bereits in Bourscheidermühle. Die Nacht von Dienstag auf Mittwoch verbrachten wir in "Pindels", zusammen mit den Jungen von Kehmen. Doch in dem kleinen Bunker, der für Refraktaire gebaut worden war, hatten nicht alle Platz. Einige von uns patrouillierten in der Gegend, mit Jagdgewehren auf dem Rücken. Später erst wurde uns klar, in welche Gefahr wir uns mit dem Tragen von Waffen begeben hatten.

Es war am 19. Dezember, Dienstagvormittags; wir hielten uns im Hause auf, als plötzlich unser Schwager von Bourscheid (Jeng Koob) hereingestürzt kam. Seine Frau, Milly, war vorsichtshalber in Scheidel geblieben. Außer Atem berichtete er, wie er in Bourscheid, im eigenen Haus, von Deutschen gefangen gehalten worden war und wie er dann, in einem unbewachten Augenblick, aus dem Fenster gesprungen und den Abhang jenseits der Straße hinunter gerannt war.

Auf der Flucht

Jeng hatte nur noch ein Ziel, soweit wie möglich von den Deutschen weg. Rasch wurde das beste Pferd vor die zweirädrige Kutsche gespannt, seine Frau mit Söhnchen, und unsere Mutter stiegen hinein und fort ging die Fahrt ins Ungewisse. Nie vergesse ich den Blick meiner Mutter, als sie uns überholten wie wir drei auf dem Wege zum Bunker waren. Vorher hatten wir uns etwas Proviant eingepackt, mein Vater hatte mir noch Geld in die Hand gedrückt und uns verabschiedet.

Es war beschlossen worden, dass er mit seinem Bruder Nekela und einer russischen Magd zu Hause bleiben sollten. Aus diesem Grund war auch das meiste Zeug von dem bereits geladenen Wagen wieder abgeladen und hinter dem Brennholz versteckt worden.

In "Pindels" war unterdessen schon ein Dutzend Jungen von Kehmen angekommen. Es wurde Rat gehalten. Das Wetter war trübe und nebelig, ideal für die deutsche Armee. Von Diekirch herüber hörten wir schon deutlich wie die Einschläge der Artillerie näher kamen, dazwischen das Knattern der Maschinengewehre.

Misch Burg aus Schlindermanderscheid war unterdessen hinzu gekommen. Er war außer sich und berichtete uns seine Erlebnisse. Von einer deutschen Patrouille gefangen genommen, als er ein Gewehr trug, schien sein Schicksal besiegelt. Ein Soldat hatte den Befehl ihn bis zum Eintreffen des zuständigen Offiziers zu bewachen. Er bat den Soldaten, ihn auf die Scheune zu begleiten, damit er den Pferden das Futter in die Raufe gebe. Als Misch oben auf der Treppe ankam, warf er mit voller Wucht seinem Bewacher die Falltür auf den Kopf und rannte davon. Nun hatte er die Angst im Nacken und war nicht mehr zu halten.

So begaben wir uns auf den Weg, ohne die Ankunft von Firmin, meinem Vetter aus Kehmen abzuwarten, der dann, als er uns nicht mehr traf, mit Onkel Nekela per Wagen nach Feulen fuhr.

Durch Waldwege schritten wir in Richtung Feulen. Voller Abenteuerlust, wie nun einmal die Jugend ist. Vor dem ersten Haus auf dem "Kneppchen" hielten uns zwei amerikanische Soldaten an und brachten uns zu ihrem Offizier. Dieser trat auf unsere Gruppe zu, hängte sich würdevoll einen Rosenkranz um den Hals und begann uns über die Deutschen auszufragen.

~~Dann entließ man uns freundlich.~~

Unser Weg führte nun über Mertzig nach Grosbous. Überall leerstehende Häuser, deren Bewohner schon auf der Flucht waren. Auch die wenigen Amerikaner, welche einquartiert waren, schienen entschlossen, sich zurück zu ziehen. Wir hatten ja keine Ahnung von den bevorstehenden Ereignissen und sahen das Verhalten der Amerikaner eher als Feigheit an. Als wir uns gegen vier Uhr anschickten, Grosbous in Richtung Pratz zu verlassen, wurde unsere Gruppe von zwei US-Posten aufgehalten und zum Hauptquartier gebracht. Dort stellte man uns allerlei Fragen auf die wir keine Antwort hatten, da keiner von uns die englische Sprache beherrschte. Am Verhalten der Amerikaner merkten wir, dass diese uns gegenüber zunehmend misstrauischer und feindseliger wurden. Konnten wir in ihren Augen nicht getarnte Deutsche sein? Schließlich mischte ein alter Luxemburg-Amerikaner (Jentges aus Goesdorf) sich ein. Dieser konnte den Amerikanern erklären, dass es sich bei uns um Flüchtlinge handeln würde.

Trotzdem führte ein Posten uns ins Hotel Liefbrig, wo wir unter Bewachung zurückbehalten wurden. Wir waren müde und hungrig und schliefen hinter den Tischen. Unser Posten aber stand an der Bar und kippte geistige Getränke hinunter. Schließlich versuchte er uns etwas zu erklären. Das klang etwa so: "Blooderoar, wumm". Wir lachten nur.

Plötzlich eine laute Detonation, die Scheiben barsten; die Amerikaner hatten die Straße zum "Dall" gesprengt. Am folgenden Morgen (Donnerstag, den 21.12.44) setzten wir unsere Flucht über Vichten in Richtung Beckerich fort. Aus den umliegenden Wäldern feuerte schwere Artillerie nach Norden. Die Straßen waren voller Fuhrwerke mit Flüchtlingen. Als wir dann in der Gegend von Noerdingen dahinschritten, schaute ich mich um und traute fast meinen Augen nicht. Da kamen wirklich unsere beiden Pferde "Peti" und "Musch" mit einem Wagen angetrottet. Darauf saßen Onkel Nekela und mein Vetter Firmin. Die Freude war groß, und wir schwangen uns auf das Fuhrwerk. In Beckerich wurde halt gemacht bei Tante Suzanne (Parries-Majeres). Doch auch hier war schon Aufbruchstimmung. Jeng, Mutter und Milly waren kurz zuvor nach Künzig abgefahren.

Zum Glück kam die Nachricht, die Straße nach Oberpallen sei gesperrt, so hatte unsere Flucht vorläufig ein Ende gefunden. Wir verteilten uns so gut es ging auf die verwandten Familien. Tata Suzanne hatte nun alle Hände voll zu tun, um all die hungrigen Mäuler zu stopfen. Der Abend kam und wieder allerlei widersprüchliche Meldungen. Eine versetzte die Leute in Panik, im Nachbarhaus habe soeben eine Gruppe Soldaten in US-Uniformen nach Amerikanern geforscht.

Handelte es sich um Deutsche in amerikanischen Uniformen?
Die Vermutung lag nahe.

Die Befreier kommen

Plötzlich kam Albert herein mit der freudigen Meldung: "D'Amerikaner kommen."
Wir schlichen in den Hinterhof, wo man unbemerkt auf die Straße sehen kann. Es hatte angefangen zu schneien. Auf der Straße, zu jeder Seite eine Reihe dunkler Gestalten. Ihre Schritte waren nur zu hören im Schneematsch; schlipp, schlapp. Dann ein leises Kommando und alles legte sich hin, um für kurze Zeit zu ruhen. So ging das die ganze Nacht. Wir freuten uns so, dass wir kaum zum Schlafen kamen. Von Ell herüber dröhnten die motorisierten Fahrzeuge: Panzer und Lastautos. Jetzt wird doch noch alles gut. Niemand ahnte, dass dies erst der Anfang war eines fürchterlichen Ringens.

Am folgenden Morgen das gleiche Bild. Immer noch die Infanterie auf dem Weg zur Front. Die Nachbarin hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Sie stellte sich mit Äpfeln an den Straßenrand und gab sie den amerikanischen Soldaten, welche eine solche Geste dankbar annahmen. Später erfuhren wir, dass die Deutschen bis "Schankegrieche" gekommen waren.

Höchste Zeit also dass das Kriegsgeschehen sich wendete.

Nun kam für uns der Flüchtlingsalltag. Wir halfen beim Füttern und beim Dreschen. Abends lauschten wir dann am Radio, um etwas über den Fortgang der Befreiung zu erfahren. Doch abgesehen von vereinzelt Dorfnamen, die im Frontbericht erwähnt wurden, erfuhren wir nichts. Es kamen auch Besucher zu uns aus Ettelbrück, aus Feulen und Warken. Jeder hatte dies oder jenes gehört.

Auf unserem Wagen fanden wir zum Glück Anzüge, so dass wir uns für die Weihnachtsmesse angemessen kleiden konnten. Die Kirche war überfüllt mit Flüchtlingen aus allen Gegenden des Öslings. Eine Weihnachtsmesse die man nie vergessen wird.

Am Nachmittag kam die Sonne hervor, der Schnee war hart gefroren. Als wir nach dem Mittagessen vor der Haustür standen, war auf einmal die Luft erfüllt von Flugzeuglärm. Am Horizont sahen wir die Jabos (amerikanische Jagdbomber) ihre Kurven ziehen, um dann niederzustoßen. Rauchsäulen standen über den fernen Koppen. Wir freuten uns und meinten: "Elo fueren se awer mat de Preisen." Wir ahnten nicht, dass gerade in diesen Stunden unsere Höfe niederbrannten und Menschen starben.

Jim Schlim aus Feulen, den wir versteckt hatten, brachte uns eines Tages die Nachricht, in Scheidel sei ziemlich alles verbrannt. Auch unser Haus sei den Flammen zum Opfer gefallen. Er habe es von Feulen aus mit dem Fernglas gesehen. Für unsere Mutter, die inzwischen zurückgekommen war, bedeutete diese traurige Nachricht ein furchtbarer Schlag. Doch wir, in unserer jugendlichen Unbekümmertheit, kamen leicht darüber hinweg. Inzwischen waren die Amerikaner über Grousbous, Merzig und Feulen nach Norden vorgestoßen, so dass wir glaubten unserer Heimreise stehe nichts mehr im Wege.

Eines Morgens machten sich dann einige beherzte Burschen auf den Weg nach Hause, unter ihnen auch meine Brüder Roby und Josy. Doch sie kamen nicht weit. In Mertzig wurden sie unter Hausarrest gestellt, zirka 14 Tage lang. Ernüchert kehrten sie nach Beckerich zurück.

Vater kommt zu uns.

Eines Abends, bei hereinbrechender Dunkelheit, standen sie plötzlich vor uns, verdreckt und unrasiert, die Entbehrungen auf den Gesichtern geschrieben. Mein Vater, Toni Malget mit seiner Frau aus Kehmen und Anna Haan aus Scheidel. Wir bestürmten sie mit Fragen, doch nur zögernd erzählten sie ihre Erlebnisse.

Das Kriegsgeschehen in Scheidel, erzählt von meinem Vater:

"Als am Mittwoch, dem 20. Dezember, die deutschen Soldaten ankamen, begannen sie sofort mit Plündern und Rauben. Sie schlachteten ein fettes Schwein, wobei der Offizier meinem Vater noch einen Gutschein aushändigte. Das waren die Männer vom Volkssturm, schlecht ausgerüstet, alte, ausgediente Soldaten, und dann die jungen, beinahe noch Kinder.

Doch schon am 23. stießen die Amerikaner von Feulen herauf. Als die ersten Verwundeten gebracht wurden, richteten die Deutschen in unserer besten Stube ein Lazarett ein. Anna Haan wurde gezwungen, bei den Operationen zu helfen. Als dann die Front näher rückte, suchten die Einwohner Schutz in unserem gewölbten Keller. Die Soldaten suchten unter den vielen leeren Flaschen noch etwas zum Trinken und fanden schließlich einige Flaschen mit Rapsöl, das sie genüsslich schlürften. Immer heftiger wurde draußen der Beschuss, die verängstigten Menschen beteten den Rosenkranz.

Plötzlich ein Gepolter in der Kellertreppe. Ein deutscher Soldat trieb zwei gefangene Amerikaner vor sich her. Die beiden warfen sich müde ins Stroh, während der Deutsche sie bewachte.

Draußen wurde der Gefechtslärm immer lauter, man hörte Schreie und Kommandos.

Plötzlich, niemand hatte gesehen wie es geschah, waren die Rollen vertauscht. Die Amerikaner hatten nun den Deutschen gefangen. Dieser war froh, dass für ihn der Krieg zu Ende war. Es dauerte nun nicht mehr lange, da stürmten die amerikanischen Sieger in den Keller. Alle mussten nun hinauf auf den Hof treten. Die Amerikaner wollten die Waffe des Deutschen haben, doch die war verschwunden. Da wurden die GI's ungemütlich. Sie diskutierten mit Jang Haan, der seine Jugend in Amerika verbracht hatte und etwas Englisch sprach. Nun zeigte es sich, dass die Soldaten in Unkenntnis waren über Luxemburg. Sie sahen in der Bevölkerung den Feind.

Alle Männer mussten sich an der Mauer aufstellen. Der Offizier drohte, wenn in einer bestimmten Zeit die Waffe des deutschen Soldaten nicht gefunden wäre, sollten alle Männer erschossen werden. Die Frauen begannen verzweifelt den Keller zu durchsuchen. Der Boden war mit Stroh bedeckt und an den Wänden standen Regale mit leeren Flaschen. Für die Männer im Hof schien es eine Ewigkeit. Dann plötzlich ein Freudenschrei. Eine der Frauen hatte den Revolver unter dem Stroh gefunden. Nun waren alle gerettet.

Doch die Sieger blieben nicht lange. Als am folgenden Tag, von Bourscheid her, deutsche Verstärkung gemeldet wurde, zogen sie sich genau wie in Kehmen, ins Tal der Wark zurück. An diesem 24. Dezember zeigten die Deutschen noch einmal ihre Stärke. Elitetruppen mit bester Bewaffnung und Tarnanzügen besetzten das Dörfchen. Man kann sich die Enttäuschung der Scheideler vorstellen.

Unterdessen musste das Vieh versorgt werden, wobei das russische Mädchen eine wertvolle Hilfe war. Einmal waren deutsche Soldaten hinter Nadja her, so war ihr Name, doch sie floh durch den Garten, kletterte über den Zaun und lief so schnell sie konnte zum Bunker in "Pindels". Ihre Kleider waren zerrissen als sie dort ankam.

Scheidel wird zerstört

Am Tage vor Weihnachten kam dann der amerikanische Großangriff. Die verängstigten Menschen hockten wieder in unserem Keller, während draußen die Hölle tobte. Granate um Granate schlug ins Haus ein. Dann kamen die amerikanischen Soldaten und forderten die Leute auf, den Keller zu verlassen, denn das Haus stehe in Flammen. Als die Menschen auf den Hof kamen, schlugen die Flammen aus Fenstern und Luken. Ein mitfühlender Amerikaner löste das brüllende Vieh von den Ketten. Nun liefen alle so schnell es ging

zu dem schützenden Bunker. Das ganze Dorf, mit Ausnahme von zwei Häusern, stand in Flammen. Der Kirchturm glich einer riesigen Fackel, selbst die Steine brannten. Das war die Wirkung der Phosphorgranaten. Im Pindelsberg, wo die deutschen Soldaten sich eingegraben hatten, lagen die Leichen wie gemähtes Getreide auf der Schwade. Die Jabos hatten ganze Arbeit geleistet.

Nun begann eine ungeheure schlimme und entbehrungsreiche Zeit für die Menschen im Bunker. Auch von Kehmen waren Leute hinzugekommen, denn auch hier tobte die Schlacht zur gleichen Zeit. Zeitweise hielten sich 23 Menschen in dem unterirdischen Bunker auf, darunter Greise und kleine Kinder. Sooft sich jemand ins Freie wagte, kamen sogleich die Granaten, denn der Storch hing wie ein Raubvogel beständig in der Luft. Einmal waren einige beherzte Leute ins Dorf geschlichen, um Proviant zu holen, als auch schon der Beschuss begann. Sie hielten sich im Hause Haan auf. Als es zu schlimm wurde, rannten alle den Hang hinunter, um dann unter den ersten Waldbäumen atemlos liegen zu bleiben. Der verfolgende Jagdflieger bestrich mit seinen Bordwaffen den Wald, doch wie ein Wunder kamen alle heil davon. Außer etwas Mehl war nichts Essbares im Bunker. Das russische Mädchen machte daraus einen Teig und buk auf der heißen Ofenplatte davon dünne Fladen. Als die letzten Reserven verzehrt waren, gingen einige junge Leute nach Kehmen, um doch noch etwas zum Überleben zu finden. Sie wurden von den deutschen Soldaten gefangen genommen. Einer nur wurde zum Bunker zurückgeschickt, mit dem Befehl, alle Bunkerinsassen nach Kehmen zu bringen. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, etwas musste geschehen. Mein Vater und Theo Georges beschlossen die amerikanischen Linien aufzusuchen. Kaum waren sie hundert Meter durch den tiefen Schnee gestampft, als sie vor zwei GI's standen, die hinter ihrem MG eingeschlafen waren. Die waren nicht wenig erstaunt, zwei Zivilisten mitten in der Front zu sehen. Sie trieben die beiden Männer vor sich her bis zu ihrem Gefechtsstand auf "Larent". Es war bitterkalt und aus allen Bunkern ragten Ofenrohre hervor. Nach kurzem Verhör mussten die beiden sich auf die Kühlerhaube eines Jeeps setzen, hinter sich zwei Soldaten mit Karabinern und ab ging die Fahrt nach Feulen. Dort begann für sie ein endloses Verhör und niemand weiß, wie die Sache geendigt hätte, wäre nicht, der in Feulen gutbekannte Georges Peters dazugekommen. Als Resistenzler war er von den Amerikanern anerkannt. Zudem kannte er meinen Vater persönlich. Jetzt waren die Amerikaner beruhigt und es wurde beschlossen, die Bunkerinsassen zu evakuieren. Mein Vater musste jedoch für alle Fälle als Garant zurückbleiben.

Ein Lastwagen fuhr los, wobei Theo Georges und George Peters als Pfadfinder dienten. In der Feischerbach ließ man den Lastwagen stehen, um dann durch Heckenpfade zum Bunker zu schleichen, denn noch lagen die deutschen Truppen im Hang gegenüber. Unbeschreiblich war die Freude der halb verhungerten Menschen über ihre Befreiung. Sie fielen ihren Rettern um den Hals und küssten sie. Auf demselben Weg ging es dann zurück zum Lastwagen.

Unterwegs nach Feulen forderte der Amerikaner die Leute auf, nach einer bestimmten Stelle zu schauen, da dort verstümmelte Leichen von deutschen Soldaten lagen. In Feulen wurden die Flüchtlinge in die teils verlassene Wohnungen einquartiert.

Am darauf folgenden Tag wurden alle nach Mersch gebracht, von wo aus einzelne zu ihren Bekannten, die anderen nach Tetingen gebracht wurden.

Die Namen der Bunkerinsassen:

Martin Haan, Barbara Strecker und Tochter Anna Haan, Jean Haan, Marie Roll, Martin, Christine, Josy Thiry, Lucas-Dupont und Theodor Lucas
 Peter Georges und Frau Marie Haan und Sohn Theodor (Kehmen) Tony Malget und Ehefrau Anna Huberty (Kehmen), Tochter Alice (Merscheid)
 Frau Kaes-Weber und Sohn Peter (Kehmen) Haentges Karl und Frau, J-P Haentges aus Vianden Victor Steichen-Majeres aus Scheidel Nadja Skripka, Russland, später in Tetingen gestorben.

Die Befreiung erfolgte Hälfte Januar, so dass diese Menschen mehr als drei Wochen in ihrem unterirdischen Verlies auszuhalten hatten.

Hiobsbotschaften

Eines Tages traf in Beckerich die Nachricht ein, dass es in Kehmen einige Tote unter der Zivilbevölkerung gegeben hätte. Die Mutter von Firmin welche in Welscheid durch einen Splitter verletzt worden war, war in Merscheid gestorben. Die beiden Mädchen Therese und Berta Rippinger waren auf dem Felde von Granaten zerrissen worden. Das war für alle, besonders für die Angehörigen, eine niederschmetternde Nachricht. Besonders Firmin war sehr entmutigt. Später wurde dann die Liste der Opfer noch größer.

Die Heimkehr

Als gegen den 20. Januar die Nachricht kam, Kehmen und Scheidel seien befreit, hielt es die Flüchtlinge nicht mehr länger. Zuerst brachen Roby, Jeng und Firmin zu Fuß auf. Die erste Nacht schliefen die drei gemeinsam in einem Bett im Hause Pletschette in Grevels. Da in Kehmen alles zerstört war, gingen sie dann weiter bis Bourscheid.

Mein Vater spannte das Pferd an die zweirädrige Kutsche und begab sich auf den Weg zusammen mit Josy und Rudy Thiry. Nach einigen Tagen kam Josy zurück, um mich zu holen. Mit einem Wagen, bespannt mit 2 Pferden von Berns, fuhren wir dann bis Feulen, um den Rest des Weges zu Fuß in Angriff zu nehmen. Wir schritten durch das Tal der Wark. An allen Biegungen waren verlassene Schützenlöcher zu sehen. Zuerst wollte ich noch die zurückgelassenen Sachen aufheben, doch Josy meinte, davon fänden wir noch mehr als genug.

Als wir dann aus der "Roudheck" heraustraten, tat sich eine andere Welt auf für mich. Die Felder waren zerwühlt vom Kriegsgeschehen, übersät mit Schützenlöchern, zerfetzten Ausrüstungen und einem Gewirr von Telefondrähten. Und dann die ersten toten Soldaten. Die meisten lagen mit dem Gesicht nach unten und waren bekleidet mit schweren Militärmänteln. Bei manchen fehlten die Gummistiefel. In der "Heischerdelt" war es besonders schlimm, da lagen dreißig, vielleicht auch fünfzig tote Amerikaner, daneben ihre zerfetzte Ausrüstung, Photos und Briefe. Für wen und für was hatten sie ihr junges Leben gelassen, fern der Heimat?

Als wir uns dem zerschossenen Dorf näherten, lag ein beißender Geruch von Verbranntem in der Luft. Nur Ruinen und Trümmer, daneben totes Vieh. So schlimm hatte ich mir die Heimkehr nicht vorgestellt. Im "Kuelenhaus" fanden wir dann die zuerst Heimgekehrten. Die Stimmung war traurig, bei manchen war Resignation zu bemerken. Die erste Nacht schliefen wir auf dem Fußboden. Zu essen gab es nur amerikanische Konserven, die lagen überall herum. Ich wunderte mich, dass fast niemand die Rationen anrührte, mir mundeten sie vorzüglich. Doch nach zwei Tagen hatte auch ich genug von dieser ungewohnten Verpflegung. Zum Glück hatte unsere Mastsau überlebt. Die wurde nun geschlachtet und in Feulen eingesolpert. Auf diese Weise gab es wieder Abwechslung auf den Speiseplan. Eigenartig, dass die Schweine so gut überlebt hatten, im Gegensatz zu den Rindern. Die Schweine hielten sich die ganze Zeit über in den offenen Kellern bei Rüben und Kartoffeln auf, während die Kühe auf der Suche nach Futter und Wasser den Granaten zum Opfer fielen. In Scheidel zählten wir funfundsiebzig Stück totes Rindvieh. Wir hatten deren 26 verloren, aber zehn überlebten. Vater und meine beiden Brüder hatten gleich nach ihrer Rückkehr im zerstörten Kuhstall einen Platz überdeckt, und dort unsere Tiere untergebracht. So war wenigstens wieder der Anfang gemacht. Zwar hatten wir anfangs große Schwierigkeiten, Futter zu beschaffen, waren doch alle Scheunen verbrannt. Zum Glück gab es ein sehr zeitiges Frühjahr.

In Kehmen wurde alles überlebende Vieh auf Lastwagen verladen und zum Schlachthof gebracht. Auch an die Beseitigung des toten Viehs musste gedacht werden. Waren die Kadaver auch noch anfangs hart gefroren, so änderte sich dies als wärmeres Wetter einsetzte. Ein Pferdegespann schleppte alle Tiere zusammen an zwei Plätze. Dann kamen die Amerikaner mit einem Bagger und begruben das gesammte Vieh in einem vorher ausgehobenen Loch. Der Staat zahlte für alle Aufräumungsarbeiten zehn Franken pro Stunde. Mit Schaufeln und Pickeln ebneten wir auf den Feldern die Schützenlöcher und Granattrichter. Zuerst legten wir die herumliegende Munition und Waffen hinein. Eine nicht immer ungefährliche Arbeit.

Auch die Amerikaner begannen die Gefallenen zusammenzutragen. Mit kleinen Lastwagen fuhren sie durch das Gelände und sammelten die Leichen. Nachdem sie registriert worden waren, brachte man sie zum Militärfriedhof in Hamm.

Mit dem besseren Wetter musste nun wieder an die Feldarbeit gedacht werden. Das erste Feld, das ich pflügte, war auf dem "Ewent" bei Thiry's. Dort hatte wintersüber Mist auf Haufen gelegen, ein willkommener Schutz für die auf Kehmen angreifenden Amerikaner. Zum Glück begleitete mich mein Vater. In der ersten Furche steckten schon zwei Blindgänger, deutsche Werfergranaten. Jedes Exemplar mag so 5 bis 6 Kilo gewogen haben. Schließlich ging mein

~~Vater hin und zog die gefährlichen Dinger aus dem Boden. Später habe ich dann noch drei~~

Granaten herausgepflügt. Jedes Mal, wenn der Pflug seitlich aus der Furche sprang, steckte wieder ein Blindgänger in der Erde. Ich habe vielleicht nie inbrünstiger gebetet als an jenem Nachmittag. Bei einer Explosion wären Mann und Pferd zerfetzt worden.

Einmal hing eine Gewehrgranate im Unkrautstriel als ich das Saatfeld bearbeitete. Eine solche Granate verletzte auch Felix Lucas ziemlich schwer, den Josy nur leicht. Roby erhielt einen Splitter ins Knie, als er hinter den Linden stehend (beim Thillekräiz) mit dem Karabiner mehrere Gewehrgranaten losschoss. Die US-Ambulanz brachte ihn für vierzehn Tage in ein Lazarett, wo er in stationärer Behandlung war. Es lag damals so viel gefährliches Zeug herum: Gewehre, Munition aller Kaliber und Minen, so dass man sich heute nur wundern kann, dass nicht mehr Unfälle geschahen.

Anfangs bessaßen wir nicht mehr, als das was wir auf dem Leibe trugen. In den amerikanischen Bunkern fanden wir Decken, Strümpfe und Schuhe. Wir machten uns daran, das Zeug zu waschen und zu reinigen, so gut es ging. Manche von uns sahen aus wie amerikanische Soldaten. Von Beckerich erhielten wir zum Glück viele notwendige Dinge für das tägliche Leben. Auch das Rote Kreuz verteilte Kleidungsstücke und vom Sequesteramnt erhielten wir Möbel und Betten.

Mit einem Mal lernten wir nun auch die Wanzen kennen. Mit den gebrauchten Betten waren sie zu uns gekommen. Keiner wollte eingestehen, dass auch bei ihm die unappetitlichen Untermieter wohnten, aber viele Öslinger Familien machten in dieser Zeit ihre unliebsame Bekanntschaft. Als wir 1948 in das neue Haus einzogen, wusch ich zuvor sämtliche Möbel mit DDT ab. Es war ein totaler Erfolg.

Gendarmerierazzia in Kehmen und Scheidel

Es mag Anfang März 1945 gewesen sein, als eines Morgens mehrere Gendarmerieautos im Dorf vorfuhren. Wohl ein Dutzend Gendarmen verteilte sich im Dorf und fragten, wo wir die Waffen versteckt hielten. Als wir ihnen keine Auskunft gaben, begannen sie mit den Hausdurchsuchungen im "Kuelenhaus" und auch im zerstörten Hof. Natürlich fanden sie Waffen und Munition in Mengen, das Zeug lag doch nur herum. Auch alles, was mit Militär zu tun hatte, wie Decken, Telefone oder Helme trugen sie zusammen. In der alten Schmiede entdeckten sie wertvolle Sammlerstücke, wie einen Vorderlader, sowie auch zwei

mexikanische Dolche die einem Onkel gehörten. Wir waren zutiefst empört über das Vorgehen der Gendarmen. War dies etwa die Hilfe des Staates gegenüber der sinistrierten Öslinger Bevölkerung?

Der Wiederaufbau

Ich weiß nicht wie viele Pferdekarren Schutt ich damals weggebracht habe. Aber damit mussten wir beginnen, sollte der Hof wieder aufgebaut werden. Jetzt zeigte es sich, wie wertvoll die Initiative war, einen Stundenlohn von zehn Franken festzusetzen, für jeden, der beim Aufräumen mithalf. Josy führte Buch und notierte die Angaben von allen Personen, die in Scheidel tätig waren.

Das "Office Nationale de la Reconstruction" leitete den Wiederaufbau und das "Office Nationale du Dommage de Guerre" kümmerte sich um die erlittenen Kriegsschäden. Da war unheimlich viel Papierkram zu erledigen. Zu unserem Glück nahm Vater das alles in seine Hände. Wie oft mag er wohl mit Jeng Koob zusammen im Jeep nach Luxemburg gefahren sein?

Überall tauchten jetzt Unternehmer auf, die sich berufen fühlten, die ganzen Dörfer

wieder aufzubauen. Ihre Mannschaften rekrutierten sie aus mehr oder weniger begabten Handwerksleuten.

Im ersten Jahr bauten wir den an das zerstörte Wohnhaus angrenzenden Teil von Stall und Scheune wieder auf. So konnten wir die Kühe und den größten Teil der Ernte unter Dach bringen. Wohnhäuser, welche nur beschädigt waren, wurden meist sofort repariert, während die zerstörten Gebäude oft erst nach Jahren an die Reihe kamen. Um die Wohnungsnot zu beheben hatte der Staat so genannte Notbaracken in den meisten Dörfern errichtet. Das waren lang gestreckte Betonbuden in denen oft mehrere Familien wohnten. In Kehmen wurde jahrelang der Gottesdienst in einer solchen abgehalten.

Zu allem Überdross wurde der obligatorische Militärdienst Ende 1944 von der Exilregierung eingeführt. Wurde ich noch im ersten Jahr freigestellt, so musste ich am 29. Mai 1946 dran glauben. Für mich kam diese Zeit eher nutzlos vor, wenn ich daran dachte, dass nun zu Hause der Wiederaufbau in vollem Gange war und jede Arbeitskraft gebraucht wurde. In jenem Sommer erlitt mein Vater einen schweren Unfall, der für ihn eine längere Arbeitsunfähigkeit zur Folge hatte.

Hier will ich noch einfügen, dass wir nach unserer Rückkehr ohne Wasser, Elektrizität und Telefon waren. Lange Zeit waren wir so von der Außenwelt abgeschnitten. Fast sämtliche Masten waren zerstört und die Drähte hingen in wirren Knäueln herab. Es war ein neues Leben für uns, als das elektrische Licht wieder brannte und das Radio Nachrichten brachte.

Nach 7 Monaten endete meine Militärzeit am 31.12.1946.

Allmählich waren die Stallungen und die ganze Scheune wieder aufgebaut, so dass wir mit der Rekonstruktion des Wohnhauses beginnen konnten.

Im Frühjahr 1948 näherten die Arbeiten sich ihrem Abschluss. Da ereilte meinen Vater einen Schlaganfall an dessen Folgen er am 13. April verstarb. Er hatte sich wirklich für seine Familie geopfert. Für uns alle war es besonders traurig, dass er noch in dem ärmlichen, kleinen "Kuelenhaus" aufgebahrt werden musste.

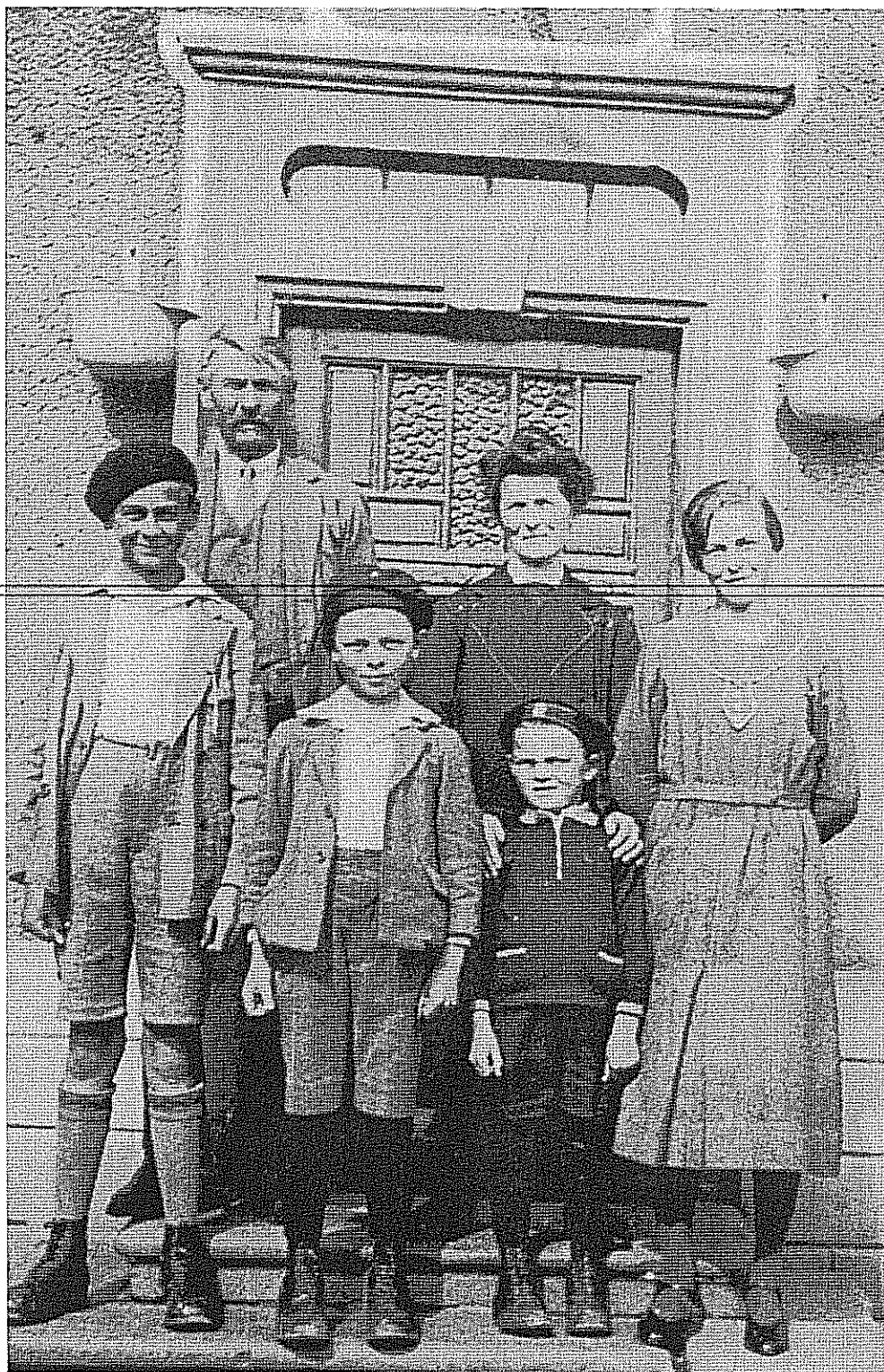
In der Diskussion um einen neu zu errichtenden Friedhof hatte er sich noch vehement für Kehmen eingesetzt; jetzt mussten wir ihn auf dem alten Friedhof in Bourscheid bestatten. Das Fest Maria-Himmelfahrt feierten wir im neuen Wohnhaus, doch Vater konnte nur im Geist in unserer Mitte sein."



Hof Steichen in Scheidel nach der Zerstörung



Zerstörte Kirche von Scheidel



Familie Steichen-Majeres aus Scheidel:

v.l.n.r.

vorne: Robert, Josy, Camille und Milly

hinten: Victor Steichen und Augustine Majeres

Die Ardennenoffensive, erlebt von Lucie Steichen-Derneden aus Welscheid



"Der 16. Dezember 1944 war ein grauer Herbsttag. Plötzlich gingen furchterregende Gerüchte um: "Die Deutschen kommen wieder". Zuerst Entsetzen, dann Ratlosigkeit. Wir wollten es nicht glauben.

Doch am nächsten Tag, es war Sonntag, nahmen die Gerüchte beängstigende Ausmaße an, und die ersten Flüchtlinge zogen durch unser Dorf. Am Nachmittag beschlossen meine Schwestern und ich uns von der Wirklichkeit zu überzeugen. Wir gingen in Richtung Bourscheider Schloss. Unser Schäferhund begleitete uns stets bei diesen sonntäglichen Ausflügen. Unbekümmert, wie Jugendliche nun einmal sind, trugen wir die rotweißblauen Mützen, die wir uns für die Befreiung angefertigt hatten. Von den Deutschen sahen wir allerdings nichts. Beängstigend war trotzdem der Kanonendonner der in der Ferne zu hören war. Wir kamen unangefochten bis zur Burg. Von deutschen Soldaten war immer noch nichts zu sehen. Anschließend traten wir den Heimweg an.

An den beiden folgenden Tagen bestätigte sich dann der Einmarsch deutscher Truppen durch die Berichte zahlreicher Flüchtlinge. Wir waren in großer Angst und Ratlosigkeit. Unter den gegebenen Umstände beschlossen mein Vater und mein Bruder, mit der Pferdekutsche nach Westen zu fahren. Niemand wusste, wo die Deutschen sich befanden und in welche Richtung ihr Vorstoß ging. Da wir Verwandte in Niederpallen hatten, sollte dies das Ziel ihrer Flucht sein. Der Abschied war schwer, besonders für unsere Mutter.

Am Mittwoch, den 20. Dezember 1944, das Wetter war trüb und neblig, fielen die ersten Deutschen Truppen ins Dorf ein. Es waren Fußsoldaten jeden Alters. Ihre Ausrüstung war erbärmlich. Es soll der so genannte Volkssturm gewesen sein. Unzählige Pferdefuhrwerke ersetzen Kraftfahrzeuge. "Und die wollen den Krieg gewinnen", bemerkte meine Mutter, als die schäbigen Gäule mit den Wagen an uns vorbeifuhren.

Am Freitag, den 22. Dezember, stockte der Vormarsch. Die deutschen Truppen zogen sich wieder von Feulen zurück. Nun schlugen die ersten Granaten ins Dorf ein. In Panik liefen wir über die Wiese, in den gegenüberliegenden Berg. Dort glaubten wir uns in Sicherheit. Die Soldaten aber riefen uns zurück und von ihnen lernten wir, wie man sich vor Splintern schützen sollte: "Nur weg von Fenstern und Türen, bis der Beschuss vorüber sei", lautete ihre Anweisung.

Dann fiel Schnee und zugleich steigerten sich die Granateneinschläge so dass wir gezwungen waren, uns nach einem sicheren Keller umzusehen. Im Hause Malget (Kraas) war ein großer Keller mit starkem Gewölbe und mit zwei Ausgängen. Konnten wir anfangs noch unser Vieh versorgen, so wurde dies bald zu gefährlich. Der Keller wurde unser Aufenthalt für annähernd vier Wochen. Inzwischen kamen immer neue Flüchtlinge hinzu. Manche zogen nach kurzer Zeit wieder fort, andere fanden es verhältnismäßig sicher und blieben bei uns im schützenden Keller.

Der Keller bestand aus zwei Teilen. Den hinteren Raum beschlagnahmten die Deutschen, um dort ihren Verbandsplatz einzurichten, die "Rote Kreuz Station". Viele Verwundeten kamen und riefen schon im Eingang: "Wo geht's hier zum Sani?". Manchmal hörten wir das Schreien und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Es war garuenhaft.

Am Heiligabend kam dann der erwartete amerikanische Angriff auf Welscheid. Von der Schlacht konnten wir nichts sehen, hörten unsomehr den Kriegslärm. Am Verhalten der deutschen Soldaten merkten wir, dass etwas Außerordentliches geschah. Kommandos ertönten, Melder rannten hin und her und an den Kellerwänden standen die Soldaten hintereinander, das schussbereite Gewehr in der Hand. Nach Stunden (wie lange weiß ich nicht) wurde es wieder ruhiger. Später erfuhren wir, dass die Amerikaner nicht durchgekommen seien. Die Amerikaner hätten fünf Panzer verloren triumphierten die Deutschen. Sie feierten ihren Sieg im Keller, wobei ein Soldat mit dem "Eisernen Kreuz" ausgezeichnet wurde. Er hatte zwei Panzer mit der Panzerfaust abgeschossen.

Ununterbrochen schlugen jetzt die Granaten ein. Wenn ein Einschlag ganz nahe lag, bebten die Mauern und vom Gewölbe rieselte Staub auf uns nieder. Wir beteten laut den Rosenkranz. Auf einmal steckte der Sanitäter den Kopf herein und zog aus seiner Tasche ein Kreuz hervor. Er war Feldgeistlicher. Ab und zu besuchte uns der Dorfpfarrer. Als er davon sprach, das Dorf zu verlassen, sagte der Feldgeistliche: "Ein guter Hirte bleibt bei seinen Schafen". Der Pfarrer muss von diesen Worten sehr beeindruckt gewesen sein, denn er blieb.

Nach ungefähr vierzehn Tagen kamen neue Truppen ins Dorf. Diese trugen bessere Uniformen, eine Art Windjacken. Es dürfte so um den 30. Dezember gewesen sein, als ein Soldat in den Keller kam mit dem Befehl: "Alle Zivilisten müssen raus." Doch der Arzt vom "Roten Kreuz" blickte ihn an und sagte kategorisch: "Die Zivilisten bleiben hier." Das war

unsere Rettung. Nach unserer Befreiung erfuhren wir, was sich an Schrecklichem in diesen Tagen ereignet hatte. Waren doch fünf Menschen auf der Flucht im Warktal von Granaten getötet und zwei verwundet worden, wovon einer später seinen Verletzungen erlag.

Nachts mussten die Soldaten hinauf auf die "Schirr" um ihre Kameraden in vorderster Linie abzulösen. Auch ein Arzt oder Sanitäter musste mit. Alle hatten Angst und wollten sich verdrücken. Doch der Oberst schrie erbarmungslos: "Ihr Glaskücken, raus!"

Jede Nacht kam der "Blaurock", so nannten ihn die Soldaten. Mit dem Pferdegespann holte er die Verwundeten ab, um diese über Bourscheid weiter in ein Lazarett zu befördern. Oft berichtete er von furchtbaren Erlebnissen während der nächtlichen Fahrt.

Eine Frau aus Kehmen hatte, als sie für kurze Zeit den Keller verließ, einen Splitter abbekommen. Als sie über Schmerzen in der Brust klagte, wurde sie vom Arzt untersucht.

~~In der folgenden Nacht wurde sie dann mit dem Verwundeten-Transport ins Lazarett nach~~

Merscheid (Vianden) gebracht. Ihr Mann stapfte zu Fuß neben dem Wagen durch den Schnee. Tage später erlag die Frau ihrer Verletzung. Es handelte sich um Suzanne Steichen-Plier.

Wenn wir täglich in diesen Kriegswirren um unser Leben bangen mussten, so war doch die Angst, von den Deutschen verschleppt zu werden sehr groß. Des Weiteren war zu befürchten, dass die Nazis, die während der Besetzung des Landes hier gewütet hatten, zurückkehren würden.

Eines Tages kam der Wehrmachtsoffizier in den Keller und verkündete im Kommandoton, alle mussten raus, auch das Rote Kreuz, denn der Hauptgefechtsstand werde hier untergebracht. Wohl oder übel packte jeder seine Decke und man versuchte in einem anderen Keller unterzukommen. Da das Dorf jedoch beständig unter Artilleriefeuer lag, war dieses Unternehmen allerdings sehr gefährlich. Ein Dach, welches schräg über die Straße abgerutscht war, bot uns etwas Schutz und so gelangten wir zum Haus Winandy (Hueschterts). Doch schon am nächsten Tag wurde alles rückgängig gemacht. Unser Keller war den Herren doch nicht sicher genug.

Träge zogen sich die Tage dahin. Wir hatten jeden Zeitbegriff verloren. Eine Hauptsorge war die Verpflegung, da die deutschen Soldaten alles Essbare „organisiert“ hatten. Wenn Leo aus Kehmen mit einem halben Eimer Milch aus dem Stall kam freuten wir uns alle. Wie er es anstellte, um zwischen den Einschlügen noch eine Kuh zu melken, weiß ich bis heute noch nicht.

Meine Schwestern und ich beschlossen zur Mühle zu laufen in der Hoffnung, dort etwas Mehl zu bekommen. Froh darüber, uns allen aus der größten Not zu helfen, liefen wir schnell zurück in den Keller von Kraas. Doch der „amerikanische Storch“ kreiste über dem Dorf wie ein Raubvogel. Kaum hatten wir den Sack mit dem Mehl am Eingang niedergelegt, als

ein fürchterliches Krachen erfolgte. Sand und Steine fielen uns auf die Köpfe, der Raum war vollständig in Dunkelheit gehüllt. Eine Granate war am Eingang des Kellers explodiert, wenige Sekunden nachdem wir hinter den Mauern Schutz gefunden hatten. "Do, elo as et awer riwer", sprach ein alter Mann aus Erpeldingen. Der Sack mit dem Mehl war zerfetzt. Die hölzerne Kellertür war aus den Angeln gerissen und zertrümmert; doch wir waren Gott sei Dank unversehrt geblieben.

Ein Ereignis versetzte uns in große Aufregung. Im Eingang zu unserem Keller stand ein deutscher Soldat, offenbar ein Offizier, und musterte die Kellerinsassen. Plötzlich zeigte er auf meine Schwester Virginie und sagte im Kommandoton: "Die große Schwarze dort muss mit mir gehen, ich benötige eine Köchin." Wir waren alle zutiefst erschrocken, wie gelähmt. So etwas durfte unter keine Umständen geschehen.

~~Der Arzt vom "Roten Kreuz", der den Vorfall mitbekommen hatte, verwickelte den Offizier~~
 in ein Gespräch, um ihn etwas abzulenken. In einem unbewachten Augenblick gab er uns folgenden Rat: "Wir müssten versuchen Zeit zu gewinnen. Zwei von uns müssten bei einem Glas Wein mitmachen, und ein fröhliches Gespräch mit dem Offizier führen. Er selber würde dafür sorgen, dass die Sache ein gutes Ende nehme."

Meine Schwester ging schweren Herzens mit ihrer Freundin aus Echternach in den anderen Raum zu den Soldaten. Was wir nicht sehen konnten war, dass der Arzt in einem günstigen Augenblick ein Medikament in das Glas des Offiziers gemischt hatte. Nach einer gewissen Zeit tat das Getränk seine Wirkung und der Held wurde müde. Schließlich mussten zwei Soldaten ihn stützen als er zum Keller hinaustorkelte. Wir waren gerettet, Gott sei Dank!

Unter den Kellerbewohnern war auch eine ältere Russin. Ich glaube, sie war mit den Flüchtlingen von Brandenburg gekommen. Oft erzählte sie von besseren Zeiten, von großen Festen, schönen Kutschen und gutem Essen. Heimlich sagten wir dann zueinander: "Die alte Maruschka phantasiert mal wieder." Den Namen hatten wir ihr gegeben, weil wir sie nicht ernst nahmen. Unsere Mutter war immer gut zu der Frau gewesen und versorgte sie noch mit Essen während den ersten Tagen nach unserer Befreiung.

Wir alle staunten nicht schlecht, als eines Tages ein hoher amerikanischer Offizier in Begleitung einer Dame erschien und im Dorf nach der Russin forschte. Nachdem er die Frau gefunden hatte, ließ er sie in seinen Jeep einsteigen und brachte sie weg.

Unserer Meinung nach muss es sich schon um eine besondere Person gehandelt haben.

Eine Frau aus der Nachbarschaft (Marx), erwartete in jenen Tagen ein Kind. In ihrer Not kamen die Leute zum "Roten Kreuz" wo dann ihr Kind ohne Probleme zur Welt gebracht wurde. Leider starb das Mädchen nach wenigen Wochen. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen, kein Wunder.

Endlich, gegen den 18. Januar, zogen sich die deutschen Truppen kampflös zurück. Etwa zwei Tage schien das Dorf von Soldaten verlassen zu sein, doch fielen hin und wieder einige Granaten, so dass wir es vorzogen, noch in Sicherheit zu bleiben. In den Gärten hinter dem Dorf sahen wir noch einen Funker im Schützenloch sitzen. Einige Landser, die offenbar kriegsmüde waren, hatten sich dem Rückzug entzogen; sie zogen es vor in Gefangenschaft zu gehen. Einer saß sogar auf der Brücke und machte Musik mit einer Ziehharmonika.

Plötzlich rief jemand: "Die Amerikaner kommen!" Wir konnten nun sehen, wie diese in langen Reihen von der "Schirr" herunterstiegen, mit ihren weißen Tarnanzügen. Voll banger Erwartung blieben wir im Keller. Auf einmal hörten wir Schritte und sahen im Halbdunkel

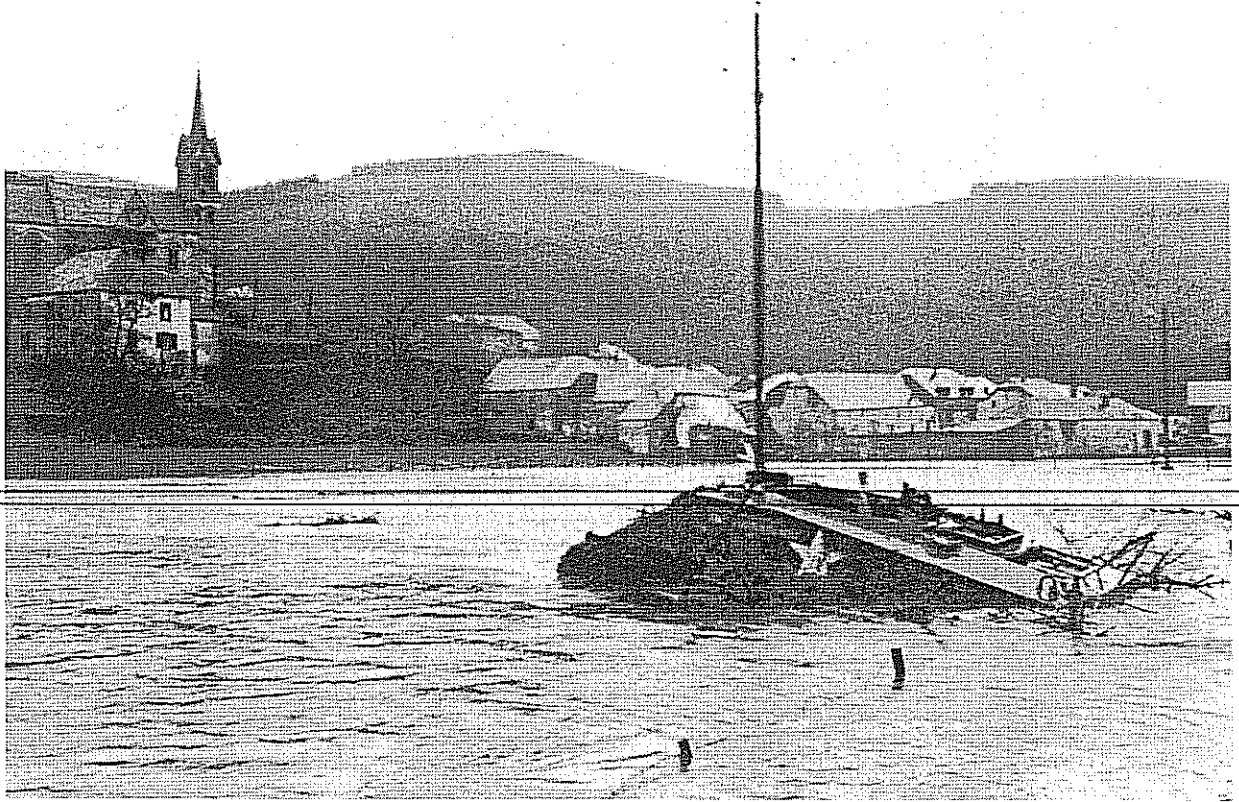
einen Soldaten mit dem Gewehr in der Hand. Unsere Mutter hatte noch die Geistesgegenwart "Zivilist" zu rufen. Der Soldat zuckte zusammen. Die Befreiung war da. Wir konnten es kaum fassen und begrüßten die Männer aus Übersee aufs Herzlichste. Bei unserem Anblick reichten sie uns spontan ein Stück Seife, damit wir uns nach dem wochenlangen Kellerleben waschen konnten.

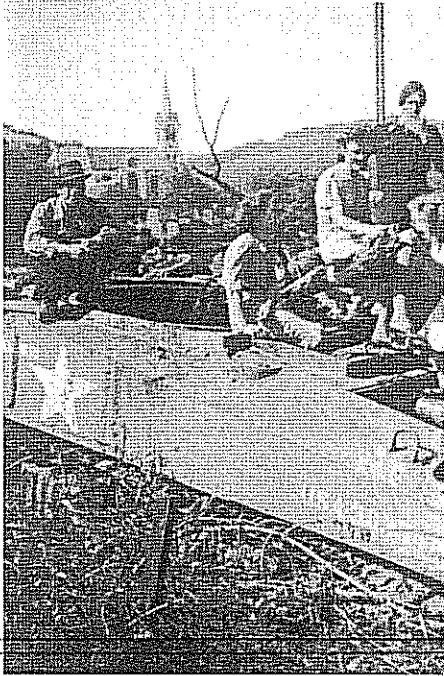
In unserer Stube zu Hause war unsere alte Standuhr stehen geblieben. Ein GI stieg auf einen Stuhl und zog sie auf. Nachdem er das Pendel angestoßen hatte, tickte die Uhr wieder, als sei nie etwas Besonderes geschehen.

Einige Soldaten hatten eine erbeutete Naziflagge, worauf sich viele Unterschriften befanden. Auch uns forderten sie auf, unsere Namen auf die Fahne zu setzen: Souvenir!

Endlich kehrten auch Vater und Bruder zurück: Wir waren übergücklich dass keinem ein Leid zugestoßen war. Ich höre noch heute meinen Vater beim Anblick der Verwüstungen des Hofes sagen: "Daat do leist sech flecken, d'Haaptsaach ass, mir sin nach alleguerten zesammen."

Zerstörte US-Panzer in und um Welscheid

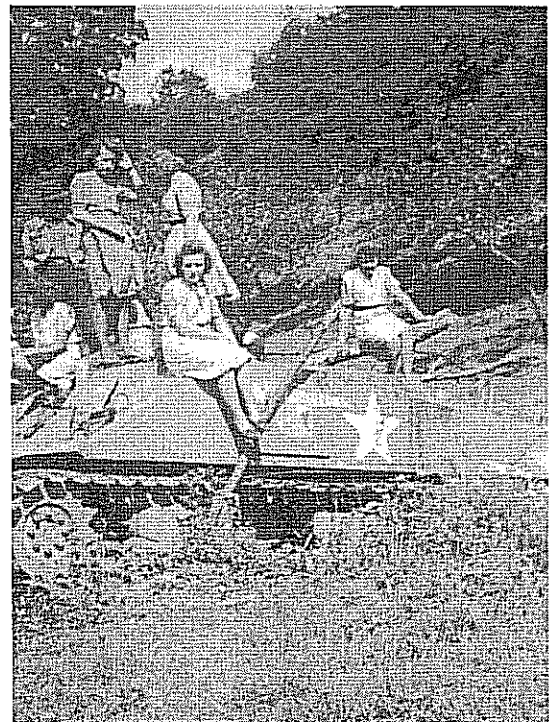




Brochmann Antoine, Meyers Olga,
Derneden Anna, Schockmel René,
Angelsberg Marie-Louise



Marie, Lucie, Cecile Derneden und Léonie
Scheuren



Marie Derneden, Léonie Scheuren, Anna Derneden, Antoine Brochmann, Olga Meyers,
Marie-Louise Angelsberg, Suzanne Mathay und René Schockmel

Die Ardennenoffensive, erlebt von Catherine Hoffmann-Huberty aus Kehmen



"Am 16. Dezember 1944, als die Rundstedtoffensive begann hielt ich mich hier in Kehmen in dem von meinen Eltern bewirtschafteten elterlichen Betrieb auf.

Außer fernem Kanonendonner fiel uns an diesem Tage nichts Besonderes auf.

Sonntags, es muss dies dann am 17. Dezember gewesen sein, fuhr ich mit meinem Fahrrad nach Bourscheid, um dort an der 10-Uhr-Messe teilzunehmen.

Pfarrer von Bourscheid war zum damaligen Zeitpunkt Herr Eltz. In Kehmen hatten wir zwar auch eine Kirche, doch gehörten wir zur Pfarrei Bourscheid. Vorher wohnte in Kehmen ein Kaplan, doch war diese Stelle zu jenem Zeitpunkt nicht besetzt.

Zur Messe in Bourscheid hatten sich nur wenige Personen aus dieser Ortschaft eingefunden. Keiner von uns ahnte, dass sich draußen etwas Außergewöhnliches tat.

Auffallend war nur, dass der Pfarrer eine gewisse Nervosität nicht verbergen konnte, denn er eilte fortwährend zum Ausgang und kam dann wieder zurück.

In einem gegebenen Moment wandte er sich an mich, indem er sagte, es wäre besser ich würde mein Fahrrad nehmen und wieder nach Hause fahren.

Draußen täte sich nämlich etwas.

Wagen mit Flüchtlingen würden durch das Dorf fahren und dazwischen Fahrzeuge mit deutschen Soldaten. Wenn ich noch länger warten würde könnte es passieren, dass ich von diesen Fahrzeugen derart behindert würde, dass ich nicht mehr so ohne weiteres nach Hause käme.

Er, so Herr Eltz weiter, würde jedenfalls keine Messe halten, denn wenn er bis zur Wandlung käme, dass müsse er die Messe auch vollenden.

Ich leistete dem Rat des Herrn Pfarrers umgehend Folge, und ich fuhr an der Kolonne vorbei, nach Kehmen.

Wie Herr Eltz richtig erkannt hatte, befanden sich auf dieser Straße Pferdewagen mit Zivilisten, welche auf ihren Karren allerlei Haushaltsgerät mitführten. Dazwischen Soldaten, welche ebenfalls mit Pferden, Fahrzeugen und von Pferden gezogenen Geschützen unterwegs waren.

Vorerst konnte ich mir noch keinen richtigen Reim aus dem Ganzen machen.

Dass etwas Außergewöhnliches passierte, war mir jedoch klar.

Ich konnte jedoch unangefochten an der Kolonne vorbeifahren, und war kurze Zeit später zu Hause.

Als ich dort eintraf, sah ich meine Angehörigen fein ruhig in der Stube sitzen. Offensichtlich hatten sie von den sich anbahnenden Ereignissen noch überhaupt nichts mitbekommen.

Ich teilte ihnen mit, was sich in Bourscheid ereignet hätte, und dass Kolonnen mit flüchtenden Zivilisten und Soldaten sich auf der Straße von Bourscheid in Richtung Heiderscheid befinden würden.

Mein Vater begab sich daraufhin zum Nachbaranwesen, wo er die Familie Mailliet ebenfalls von dem Geschehen Kenntnis gab.

Auch dort hatte man noch nichts bemerkt.

Nach seiner Rückkehr wurde dann beraten, was zu tun wäre.

Als erste Reaktion machte meine Mutter den Vorschlag zu ihrer Familie nach Hamiville zu fahren.

Mein Vater war jedoch mit diesem Vorschlag nicht einverstanden, indem er angab, es hätte wirklich keinen Zweck sich soweit nach Norden zu begeben, solange man nicht wüsste, was eigentlich los sei.

Inzwischen hatte das Donnern der Kanonen bereits beängstigende Ausmaße angenommen.

So wurde dann beschlossen, einen Wagen mit Kleidern, Haushaltsgerät und Esswaren zu beladen, um dann ebenfalls das Dorf zu verlassen.

Der Wagen war bereits fertig geladen, und wir waren zur Abfahrt bereit, als meine Mutter sich in der Küche niedersetzte und weinte.

Das Verhalten meiner Mutter muss meinen Vater dann derart beeindruckt haben, dass er sich übergangslos zum Bleiben entschloss.

Kurze Zeit blieb es dann noch ruhig, und wir glaubten bereits daran, dass wir richtig daran getan hätten, in unserem Anwesen zu bleiben.

Dann jedoch dienstags ging es so richtig los.

Die ersten Granaten schlugen ein.

Da wir etwas abseits vom Dorfkern lagen, bekamen wir zwar nicht alles mit, doch hörten wir am Gefechtslärm, dass heftige Kämpfe um uns herum stattfanden.

Als die Situation immer bedrohlicher wurde, begaben wir uns in den Keller.

Die Kellerräume unseres Hofes lagen jedoch in diesem Fall sehr ungünstig, indem der Kellereingang in der Schussrichtung der Granaten lag.

Beim Auftreffen einer Granate im Bereich des Kellereingangs hätte die Gefahr bestanden, dass wir nicht mehr herausgekommen wären.

Als die Einschläge sich mehrten und immer näher kamen, beschlossen wir, im Keller des Hofes Mailliet Zuflucht zu suchen.

Dort hielten sich zu diesem Zeitpunkt bereits ein Dutzend Leute aus dem Dorf auf.

Hier gingen auch deutsche Soldaten ein und aus.

Das Feuer der Artillerie nahm ständig zu.

Die Leute im Keller weinten, andere beteten.

Es war die Hölle, alle glaubten, dass es für uns das Ende sei.

Plötzlich ein lauter Ruf: "Das Nachbarhaus brennt."

Das Nachbarhaus, das war unser Hof!

Er brannte lichterloh.

Das Artilleriefeuer war zu diesem Zeitpunkt so stark, dass niemand sich nach draußen wagte. So verbrannte unser Anwesen zur Asche, ohne dass jemand helfen konnte. Es war nicht einmal möglich das Vieh in Sicherheit zu bringen.

Es waren amerikanische Geschütze, welche ins Dorf feuerten. Wie wir später erfuhren standen die Kanonen in der Gegend um Carlshof.

Die Deutschen fuhrten nachts mit ihren Panzern in Richtung Heiderscheid.

Sobald es hell wurde kehrten sie wieder zurück, und stellten die Panzer im Dorf ab.

Auch um unser Anwesen herum standen Panzer.

In diesen Tagen herrschte dichter Nebel, so dass die Amerikaner die deutschen

Truppenbewegungen wahrscheinlich nicht genau verfolgen konnten.

Ein amerikanisches Flugzeug "Storch" befand sich ständig in der Luft.

Das Artilleriefeuer steigerte sich bis zum Inferno, so dass es keine Möglichkeit mehr gab, sich nach draußen zu wagen.

Dann plötzlich wurde auch das Haus Mailliet getroffen.

Wir mussten trotz der äußerst gefährlichen Situation aus dem Keller.

Als wir die Kellertreppe hinaufstürmten, um uns in Sicherheit zu bringen, saß auf einer Stufe ein deutscher Soldat.

Mein Vater sagte zu ihm, alles würde brennen, jeder müsse sich in Sicherheit bringen.

Der Soldat entgegnete: "Dann soll es brennen, dann hat endlich alles sein Ende." Dieser

~~Soldat blieb apathisch auf der Treppenstufe sitzen, so dass ich annehme, dass er ebenfalls den~~

Tod in den Flammen fand.

Wir allerdings verließen nun auch diesen Keller und machten uns zu Fuß auf den Weg nach Welscheid.

Wir konnten nichts mehr retten.

Wir besaßen nur noch die Kleider, die wir auf dem Leibe trugen.

Unterwegs sahen wir nahe der Straße eine Menge Tote.

Deutsche Soldaten, starr gefroren, mit entsetzlichen Verletzungen.

Die verunstalteten Körper der Toten zeugten von der Unerbittlichkeit der Schlacht.

Obschon es um uns herum ständig krachte, gelang es uns, bei eisiger Kälte die Ortschaft Welscheid zu erreichen.

Dort fanden wir eine provisorische Bleibe im Schuppen des Anwesens Majerus.

Dieser lag voller Runkelrüben, so dass wir uns darüber ein Lager einrichteten. In diesem Schuppen konnten wir uns nicht einmal aufrecht bewegen. Neben mir lag ein etwa 80-jähriger Mann, mit dem Kopf zwischen meinen Füßen.

Auch Welscheid lag zu diesem Zeitpunkt bereits unter anhaltendem Beschuss. Schon sehr früh, am anderen Morgen erfuhren wir, dass im Dorf bereits mehrere Häuser in Flammen standen.

Da auch das Anwesen Majerus jeden Augenblick getroffen werden konnte, wurde trotz des anhaltenden Beschusses beschlossen wieder nach Kehmen zurückzukehren.

Alle Anwesenden rieten uns jedoch von einem solchen Wagnis ab, so dass nur noch die Flucht in Richtung Warken blieb.

Nachdem die Entscheidung gefallen war, in Richtung Warken zu flüchten machten sich die meisten dorthin auf den Weg.

Unter den Leuten herrschte eine wahre Weltuntergangsstimmung, und ich bin überzeugt, dass keiner damit rechnete, diesen Orkan zu überleben.

Die Flucht nach Warken stellte uns vor neue Probleme, denn die ersten beiden Warkbrücken waren gesprengt.

Außerdem war das Wasser ziemlich hoch.

Trotzdem gelang es uns von Stein zu Stein springend, den Fluss zu durchqueren.

Die letzte Brücke war jedoch noch intakt, so dass wir bis Warken kein weiteres Hindernis zu überwinden hatten.

Hinter uns befanden sich noch weitere Flüchtlinge, die jedoch nur zögernd folgten. Später sagten sie, man wäre der Ansicht gewesen, die Übergänge seien vermint.

Hier ereignete sich dann ein schrecklicher Vorfall, der uns alle lange Zeit beschäftigte. Eine uns nachfolgende Gruppe geriet in den Wirkungsbereich einer explodierenden Granate, als sie sich der dritten Warkbrücke näherte.

Hierbei wurden 5 Personen getötet.

Bei den Unglücklichen handelte es sich um:

Léonie Brochmann-Lehnertz, deren 14-Jährige Tochter Anna, die 12-Jährige Louise Olsem, aus Welscheid sowie Jean Weiler und Margaretha Hientgen-Tholl aus Reisdorf.

Die Toten konnten nicht einmal an Ort und Stelle geborgen werden, da die Brücken unter ständigem Artilleriefeuer lagen.

Als wir in Warken ankamen fanden wir Unterschlupf im Anwesen Probst. Bei den Bewohnern handelte es sich um Verwandte meines Vaters.

Nicht weit davon lag der Hof Steichen.

In beiden Häusern, bzw. in den Kellern waren bereits unzählige Flüchtlinge. Hauptsächlich Leute aus Ettelbrück und Umgebung.

Auch hier war die Situation ziemlich dramatisch, obschon Warken nicht direkt unter Artillerie-Beschuss lag.

~~Es fehlte jedoch an allem, besonders an Trinkwasser und Nahrungsmitteln.~~

Zusammen mit einem anderen Mädchen holten wir Wasser aus einem Zufluss der Wark.

Zuerst mussten wir allerdings das Eis brechen.

Dann schöpften wir mit einem Tiegel Wasser in eine Milchkanne.

Wir waren jedoch genötigt, das Wasser zu filtern, indem sich Algen in unseren Schöpfkellen angesammelt hatten.

In Warken blieben wir bis Anfang Februar.

Wir litten unter schlimmen Entbehrungen.

Vor allem Hunger und Kälte machten uns zu schaffen.

Tagelang gab es nur Äpfel, die von den Inhabern unserer Notunterkünfte reichlich gelagert worden waren.

Dann, eines Tages fuhren Amerikaner in einem Jeep beim Anwesen Probst vor.

In ihrer Begleitung befand sich Jemp Mangen, vom Hubertushof.

Er fragte nach meiner Familie und nach mir.

Angeblich hatten Leute aus Sassenheim, die beim deutschen Einmarsch 1940, bei uns untergekommen waren, sich beim Roten Kreuz in Luxemburg gemeldet.

Sie hatten erfahren, dass unsere Dörfer mitten im Kampfeschehen lagen und dass es uns nicht gut ergangen war.

Sie wollten helfen, sich revanchieren.

Sie wollten diejenigen Familien, die ihnen 1940 geholfen hatten, jetzt bei sich aufzunehmen.

Auf diese Weise kamen wir nach Sassenheim, wo wir das Ende der Rundstedtoffensive abwarteten.

Jemp Mangen hatte allerdings noch einen anderen Auftrag.

In der Heilanstalt in Ettelbrück befanden sich zu diesem Zeitpunkt nur noch drei Schwestern.

Für 1000 Patienten.

Viele Schwestern waren beim Kampf um Ettelbrück in den Süden geflüchtet.

Jemp hatte den Auftrag, die geflohenen Schwestern ausfindig zu machen und sie nach Ettelbrück zurück zu bringen.

Bis März 1945 blieben wir in Sassenheim.

Dann durfte mein Vater als Erster nach Hause, um sich an Ort und Stelle umzusehen.

Alles war ja zerstört, so dass es für uns keine Bleibe gab.

Das Vieh war ja bereits bei der Zerstörung des Hofes dem Feuer zum Opfer gefallen. Es fehlten jedoch die Kadaver unserer 4 Pferde.

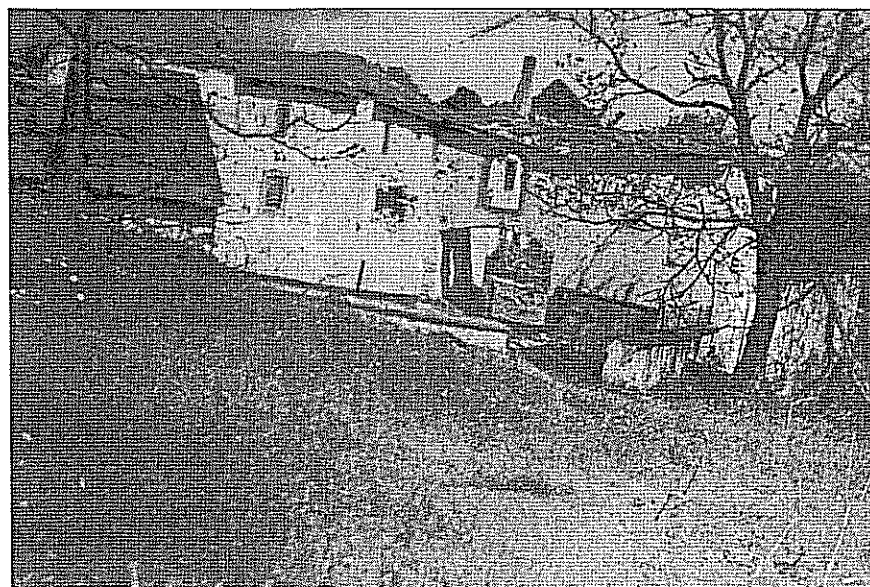
Demnach wurden diese ohne jeden Zweifel von den Deutschen für ihre Zwecke entwendet. Wir kamen dann bei Kremer Jos auf der Bourscheidermühle unter, wo wir während 18 Monaten blieben.

Mein Vater begab sich in der Zwischenzeit regelmäßig zu Fuß nach Kehmen um die Trümmer unseres früheren Anwesens zu räumen und die Felder zu bestellen.

In der Zwischenzeit waren in Kehmen einige Unterakunftsbaracken installiert worden. In einer Baracke waren in der Regel vier Familien untergebracht.

Mein Vater, welcher damals das Amt des Bürgermeisters bekleidete, wollte den anderen Dorfbewohnern den Vorzug lassen.

So verblieben wir in Bourscheid-Mühle bis für uns die letzte Baracke errichtet wurde. Dort lebten wir unter primitivsten Verhältnissen, bis unser jetziges Anwesen Anfang der fünfziger Jahre wieder erstanden war."



Anwesen Huberty in Kehmen nach der Zerstörung

Die Ardennenoffensive, erlebt von Martin Haan aus Niederfeulen



Ein 6-Jähriger erinnert sich

Was in jenen tragischen Wochen geschah, hat sich unauslöschlich in das Gedächtnis des damals 6-Jährigen eingeprägt. War er doch einer von denen die mitten im Kampfgeschehen mit seiner Familie und vielen anderen Einwohnern von Kehmen und Scheidel während mehr als 14 Tagen in einem Erdbunker ausharren musste, da es versäumt worden war, die Bewohner rechtzeitig auf den Ernst der Lage aufmerksam zu machen.

Aber lassen wir Martin das Wort:

"Im September 1944 ging ich zum ersten Mal in Kehmen zur Schule. Unsere Lehrerin war Madame Reding, die Ehefrau des Dorfwirtes. Den Weg nach Kehmen und zurück legten wir infolge der geringen Distanz zwischen den Ortschaften selbstverständlich, mehrmals am Tag, zu Fuß zurück. Von dem eigentlichen Kriegsgeschehen bekam ich vor dem Monat Dezember 1944 eigentlich nicht viel mit. Ich kann mich jedoch noch sehr gut daran erinnern, dass an einem Sommertag, einige Monate vor dieser schrecklichen Offensive, ein Flugzeug über Welscheid-Scheidel erschien, das in geringer Höhe flog und eine mächtige Rauchwolke nach sich zog. Die Maschine, von der sonderbare Geräusche zu hören waren, begann plötzlich zu trudeln und stürzte im Bereich der Örtlichkeit "Ellensbiert" in die Hecken. Die Absturzstelle war etwa 1 Kilometer Luftlinie von uns entfernt. Selbstverständlich hätten wir Buben uns gerne an Ort und Stelle begeben, doch wurde eine Besichtigung der Absturzstelle uns entschieden von den Eltern verboten.

Später konnten wir nicht mehr hin, da das Absturzgebiet von den Deutschen abgesperrt worden war und niemand in die Nähe gelassen wurde.

Nachher wurde natürlich darüber gesprochen, dass es sich um einen amerikanischen Bomber gehandelt hätte, der nicht weit vom Bunker versteckter Deserteure niedergegangen wäre.

Dann, einige Monate später wurde die Dorfstille jäh unterbrochen. Es war schon Winter und draußen bitter kalt. Aus der Ferne hörten wir das Donnern von Kanonen, das immer näher kam. Noch wusste keiner, was sich da eigentlich anbahnte. Jedenfalls wurde mit uns Kindern nicht darüber gesprochen.

Der Kanonendonner kam in den nächsten Tagen immer näher. Erste Granaten schlugen in der Umgebung ein. Die Geschosse kamen aus Richtung Diekirch-Ettelbrück-Feulen.

Dann sahen wir deutsche Soldaten, welche von Welscheid her durch Scheidel kamen. Sie benutzten nicht die normale Verkehrsstraße, sondern den Weg, welcher von Welscheid aus an der Kirche vorbeiführt. Auf den ersten zwei Kilometern bildet diese Abkürzung eine beachtliche Steigung. In Scheidel bewegten die deutschen Kolonnen sich wieder nach links in Richtung Heiderscheid, und zwar sonderbarerweise immer auf Nebenwegen. Für mich damals unverständlich.

Soweit ich mich noch erinnere waren diese Soldaten größtenteils motorisiert. Obschon die Situation ziemlich bedrohlich schien, wurde nicht daran gedacht, aus dem Dorf zu flüchten. Als dann das Artilleriefeuer jedoch zunehmend stärker wurde, beschlossen die Dorfbewohner in einem Bunker im Ort genannt "Pindels" Zuflucht zu suchen.

Dieser Bunker diente vorher als Versteck für junge Männer, die sich der Wehrmacht entzogen hatten. Derselbe befand sich gut getarnt in den Hecken, nicht sehr weit vom Dorf entfernt.

Dieser Erdbunker war nur als Unterschlupf für höchstens fünf Personen gedacht. Wir aber waren 24.

Meine Familie schloss sich selbstverständlich den Dorfbewohnern an, als es hieß, den Bunker "in Pindels" aufzusuchen.

Wir waren vorerst nur kurze Zeit in diesem Versteck. Wie ich später erfuhr, zwei Tage.

Als das Artilleriefeuer abnahm, beschlossen die Dorfbewohner, wieder in ihre Häuser zurückzukehren.

Es mag dies um Weihnachten gewesen sein. Als wir an der Umfassungsmauer des Hofgutes Steichen entlang gingen, schlugen noch Kugeln in die Vorderfront des Hauses ein.

Diese wurden von Deutschen abgefeuert, welche auf dem "Ringelkneppchen", am Waldesrand in Stellung gegangen waren.

Wir nahmen im Keller des Anwesens Steichen Zuflucht, da dieser Kellerraum der einzige war, der alle Leute aufnehmen konnte. Es waren ja noch alle zusammen, d.h. alle, die vorher im Bunker "a Pindels" Zuflucht gesucht hatten.

Nicht nur Einwohner aus Scheidel, sondern auch einige Kehmener und sogar Leute aus Vianden waren mit uns zusammen. Im Hause Steichen hielten sich zu dieser Zeit nur noch der Hausherr Victor Steichen, und ein russisches Hausmädchen auf.

Die anderen Bewohner waren noch rechtzeitig aus dem Dorf weggekommen.

Während wir im Keller ausharrten wurde das Artilleriefeuer immer stärker. Granate um Granate explodierte im Dorf. Ich wusste noch immer nicht was los war, doch sah man an den entsetzten Gesichtern der Erwachsenen dass Schlimmes passierte.

Dann plötzlich hieß es, das Haus sei getroffen und würde brennen. Zu diesem Zeitpunkt ~~hielten noch deutsche Soldaten sich bei uns im Keller auf. Unter diesen entstand plötzlich eine~~ Art Panik. Sie verließen mehrmals den Keller und kamen dann wieder zurück. Von draußen drang noch immer das Heulen und Explodieren von Granaten zu uns. Auch der Knall von Gewehren und das Knattern von Schnellfeuerwaffen waren zu hören. Ich sah wieder deutsche Soldaten in den Keller kommen.

Diesmal ohne Gewehr.

Amerikanische Soldaten erschienen am Eingang. Sie hatten die deutschen Soldaten gefangen genommen. Es waren sieben Mann. Einer von ihnen trug am Gurt eine leere Pistentasche. Die Amerikaner wollten uns nicht aus dem Keller herauslassen. Wegen der fehlenden Waffe, vermuteten die Älteren. Mein Vater, der ein paar Brocken Englisch sprechen konnte fing an mit den Amerikanern zu verhandeln. Versuchte ihnen zu erklären, dass nur noch unbewaffnete Zivilisten im Keller wären. Erst dann durften wir aus dem Keller. Die Pistole lag auf dem Boden im Stroh. Der deutsche Soldat hatte sie vermutlich hingeworfen, bevor er den Keller verließ. Als wir aus dem Keller herauskamen, war um uns herum die Hölle los.

Das ganze Gebäude stand in Flammen. Das Krachen von explodierenden Granaten in der näheren Umgebung versetzte die Leute in Panik. Man wollte wieder auf direktem Weg in den Bunker "a Pindels", doch die Amerikaner versperrten uns den Weg. Wir mussten zurück in Richtung Heiderscheid. Dort wollten die Amerikaner uns weiter geradeaus schicken, doch da in einem gegebenen Moment niemand mehr auf uns achtete, gingen wir nach links über einen Nebenweg in Richtung "Rout Heck".

Auf der Anhöhe vor Kehmen gab es ein Gefecht zwischen amerikanischen und deutschen Panzern, die vermutlich dort aufeinander geprallt waren.

Wir gingen weiter in Richtung "Rengeschbour". In einer dort sich befindenden Mulde ruhten wir uns einige Stunden aus. Dort sahen wir Amerikaner, die offensichtlich aus einem Kampf gekommen waren. Einer von ihnen war schwer verwundet. Ein abgerissener Arm löste bei mir Entsetzen aus. Meine Mutter leistete dem Verwundeten Erste Hilfe. Mit einem mitgeführten Tuch umwickelte sie die grässliche Wunde. Nachfolgende Soldaten nahmen sich des Verwundeten an. Die amerikanischen Soldaten benutzten nur die Waldwege.

Mein Vater fragte sie nach ihrem Ziel. Sie wollten nach Feulen. Er erklärte ihnen so gut wie er es eben konnte, wie sie auf dem eingeschlagenen Weg ins Tal der Wark und von dort nach Feulen gelangen könnten. Wir selbst blieben auf einem Weg der ebenfalls durch die Örtlichkeit "Fäischerbach" ins Warktal führte. Dort schlugen wir wieder die Richtung Scheidel ein. Von den älteren Begleitern wurden wir immer wieder in Deckung geschickt, da ~~ununterbrochen Beobachtungsflugzeuge über uns kreisten. In einem Moment zählte ich fünf~~ Stück. Wir gingen nach einer kurzen Rast wieder in Richtung "a Pindels" und fanden den Bunker, den wir am Tage zuvor verlassen hatten. Wieder zwängten sich 22 Leute in diesen Bunker. Unter schwierigsten Verhältnissen harrten wir dort aus. In den Gesichtern der Älteren sahen wir das Grauen, sie waren alle zutiefst schockiert. Im Bunker wurde laut gebetet, viele Erwachsene weinten und klagten. Wir Kinder verstanden das alles nicht. Wir wussten nicht, in welcher Gefahr wir waren, verstanden die Angst der anderen nicht. Viele Tage harrten wir auf engstem Raum aus. Zwei Insassen hatten sich in diesen Tagen aufgemacht, um sich in Kehmen nach Nahrungsmitteln umzusehen. Wie wir später erfuhren wurden sie von den Deutschen zurückbehalten.

Unsere trostlose Hilflosigkeit wurde lediglich unterbrochen vom Heulen und Explodieren der Granaten in und um die beiden Dörfer Kehmen und Scheidel.

Das Essen wurde knapp. Das wenige das die Leute mitgeführt hatten war inzwischen verzehrt. Es blieb schlussendlich nur noch Mehl und Wasser. Auf einem kleinen Ofen, einem so genannten "Deiwelchen" der noch im Bunker stand, buk die Russin eine Art Brotfladen. Ich kann mich noch gut erinnern, dass das Gebäck noch Tannenadeln enthielt.

Zwei Holzpritschen befanden sich im Bunker. Schlafstätten der ehemaligen Bewohner. Auf der untersten lagen zwei ältere Frauen. Unter ihnen Frau Haan, die von ihrer Tochter Alice gepflegt wurde. Für uns, die jüngsten war das obere Bettgestell vorgesehen.

Im Bunker war es bitterkalt, stickig und beklemmend. Im Ofen durfte nur nachts Feuer gemacht werden. Wegen des aufsteigenden Rauchs, der die Feuerstelle und somit auch den Bunker verraten hätte. Es waren ja ständig Beobachtungsflugzeuge über uns, die gewiss auf

den Rauch aufmerksam geworden wären. Der Bunker lag ja mitten im Wald, und zwar an einer Stelle, die von Scheidel aus leicht einzusehen war.

Außerdem war der Bunker nicht mehr sicher vor einer Entdeckung. Inzwischen war ja Schnee gefallen und in der Umgebung des Bunkers gab es massenweise Fußspuren.

Als die Situation immer unerträglicher wurde, entfernten sich einige Männer, um Hilfe zu holen. Unter ihnen Victor Steichen, Théo Georges und mein Vater.

Dass ihr Unternehmen mit vielen ernststen Problemen und größter Gefahr verbunden war, erfuhren wir erst viel später.

Einige Zeit später kamen dann Amerikaner zu uns in den Bunker. Mit einem Jeep waren sie so nahe wie möglich an unser Versteck herangefahren. Sie wurden von einem Zivilisten begleitet. Ich kannte ihn nicht. Später erfuhr ich, dass es Georges Peters aus Feulen war, der die Amerikaner geführt hatte. Unsere Leute hatte man angeblich in Feulen zur Sicherheit

~~zurückbehalten. Die Amerikaner brachten zuerst die älteren, schwächeren Personen und uns~~
 Kinder zu ihrem Jeep. Sie beförderten uns durch das Warktal nach Feulen. Die Gehfähigen folgten uns vom Bunker aus zu Fuß.

Als wir uns im Jeep auf dem Weg nach Niederfeulen befanden, sahen wir auf einem Nebenweg tote deutsche Soldaten liegen. Amerikanische Soldaten im Jeep hatten uns auf die Toten aufmerksam gemacht.

Ich glaube es war das Haus Klein in Niederfeulen, wo wir provisorisch untergebracht wurden.

Es waren zu diesem Zeitpunkt keine Bewohner aus Niederfeulen in ihren Häusern. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, welche gesehen zu haben.

Von den Amerikanern wurden wir mit Lebensmitteln versorgt.

Wir verbrachten nur eine Nacht in Feulen und wurden am darauf folgenden Morgen in GMC-Lastwagen nach Mersch befördert.

In Mersch lagen wir kurze Zeit in einer Schule.

Wir wurden am nächsten Tag wieder mit einem Lastwagen nach Tetingen gebracht. Dort wurden wir in verschiedenen Häusern aufgenommen. Im März 1945 kehrten wir dann wieder nach Scheidel zurück.

Unser Haus hatte zwei Granateinschläge abbekommen. Trotz der Beschädigungen konnten wir noch darin wohnen. Drei Häuser waren gänzlich abgebrannt. Die Bewohner bezogen zwei leerstehende Häuser gegenüber dem Anwesen Steichen. Munition und Waffen lagen noch in Mengen herum. Wir durften uns nicht aus dem Dorf entfernen.

Strenge Anweisung der Eltern, wegen der Minengefahr.

Der Wiederaufbau begann.

Tun Brochmann aus Welscheid kümmerte sich mit seinen Leuten um den Wiederaufbau und die Instandsetzung der zerstörten und beschädigten Häuser

Für die Erwachsenen ging damit eine schlimme Episode zu Ende. Für uns Kinder war es zwar nicht weniger hart, doch im Gegensatz zu den Erwachsenen vergaßen wir schnell. Wir wussten ja im Grunde genommen überhaupt nicht, um was es eigentlich ging. Dass es sich um die letzte Großoffensive der Deutschen gehandelt hatte, erfuhren wir erst viel später.

Nachdem wir uns wieder in unserem Hause niedergelassen hatten, ging es wieder in die Schule. In Kehmen waren viele Häuser gänzlich oder teilweise zerstört. So auch Kirche und Schule.

Während den ersten Monaten fand der Schulunterricht in der Gastwirtschaft Reding statt. Der

Wirt war ja der Ehemann unserer Lehrerin.

Später wurden dann Holzbarracken errichtet, wo die Schule untergebracht wurde. Allmählich begann wieder das normale Leben.

Erst als Erwachsener wurde mir so richtig bewusst, in welcher misslichen Situation wir uns damals befanden."

P. Heinrich